

Ein Wort der Liebe.

Von F. Brundob.

So du ein Wort der Liebe hast, Verschließ es nicht im Herzen; Dich es als Witzwort zu mir Zur Kühlung deines Samens.

Großmama.

Von Viktor von Koblitz.

Die alte Gräfin Nöhlaren sah in ihrem großen, sammetnen Lehnstuhl am Tisch. Sie hatte schon für die Nacht Toilette gemacht. Ein graues, seidenes Kopftuch war um die weißen Haare gelegt, und darunter sahen die dunklen, lebhaften Augen ernst aus dem feinen Gesicht mit der schmalen, gekrümmten Nase, es war blaß, war weicher als sonst, die alte Dame schien zu frieren; sie trug einen schwarzen, wattenen Sammetrock, und eben kam ihre alte Kammerfrau aus dem Schlafzimmer herein und legte der Gräfin noch eine rote Decke über die Knie.

„Frau Gräfin sind nicht wohl.“ „Doch drauf, Kintthammern,“ sagte die Gräfin ein bisschen ungeduldig. „Warum soll ich nicht mal frieren?“ „Es ist sehr warm hier, und sonst frieren Frau Gräfin nicht.“ Die Gräfin schmeigete eine Weile, wie verdrossen. „Du meinst es gut, Kintthammern, aber Du bist langweilig mit Deinem Geseufze. Bring die Orangen.“

Die Frau, sie war halb Vertraute, halb Dienerin und seit dreißig Jahren die rechte Hand der Gräfin, ging mit einem unzureichenden Gesicht hinaus; sie war besorgt. Nun sah die Gräfin allein. Sie hatte die kleinen, weißen Hände in die weichen Kissen des Schlafrocks geschoben. Sie froh wusch, aber es war mehr ein innerliches Frösteln. Und nun, da sie sich unbedacht fühlte, sank sie allmählig ganz in sich zusammen.

Sie war in Gedanken noch drüber im Saal. Dort saßen sie und feierten Hochzeit. Sie war vor einer Stunde noch der Tafel aufgeschanden, das war die Zeit, in der sie sich stets zurückzog, sie ließ keine Ausnahme gelten, und der Tag und alles, was vorhergegangen war, die ganzen Wochen, hatten sie ganz besonders angefreut. So hatte sie der Braut, ihrer jüngsten Entelin, vorhin die Stirn geküßt: „Ach geh nun, Asta.“

„Du bist müde, Großmama,“ es klang bedauernd und bittend, als wollte die blühende junge Frau mit dem heimlichen Glückseligen auf den Lippen sagen: „Weißt du noch—heute ist Freitag, mein schönster!“ Doch die Gräfin hatte genickt. „Ja, müde. Wann reist du?“ „Am neun, Großmama.“ „Ach wohl, Kind.“

„Ich komme nochmal hinüber, Großmama.“ „Ach, ich warte bis neun.“ Und dann hatte sich, trotz des Kopfschüttelns der Gräfin, die Tischgesellschaft erhoben, und Brautvater und Brautgönner hatten der alten Gräfin das Geleit gegeben.

Und nun sahen sie noch drüber, und die Stimmung wurde immer feuriger. Aber hier hörte man nichts, kein Lachen, keine Musik. Hier war alles still. Drüber war die Jugend, auch die Jugend mit grauem Haar, hier war das wirkliche Alter, die Ruhe und das Festigste—so dachte die Gräfin. Sie hatte wunderliche Gedanken, während ihre Augen immer heller und weiter blühten.

Von den Doppelfenstern her, hinter den beiden Fensterecken bußeten Hyazinthen, die Gräfin liebte ihren starken Geruch. Alte Gelbblumen glänzten von den Wänden, und breite Goldrahmen glühten dunkel in dem matten Licht, das von der rothperschleierten Wandleuchte kam.

Nun riefelte es drüber, und die Kintthammern trat mit einem Silberblech wieder ein. Sie brachte auf einem bunten Teller, sein zerlegt, ein paar kleine, dunkelrothe Pontalapsel. Die Gräfin nahm stets um diese Stunde zwei Orangen zu sich; sonst schloß sie nicht.

Sie hob den Kopf, und dann sah sie auf die winzige, emaillierte Venule, die neben der Lampe stand und leise und flink tinte. „Wald neun, Kintthammern. Nun muß Asta gleich kommen.“ „Ach, Frau Gräfin, heute—da rechnet die Komtesse nicht mit der Minute.“ Doch die Alte schüttelte unwillig den Kopf mit dem grauen Seidentuch. „Du mußt immer widersprechen. Du bist heute unausstehlich, Kintthammern. Sei still. Uebrigens ist die Komtesse keine Komtesse mehr, sondern eine Baronin Goddop.“

„Stell das Tablett eine Minute auf den Ofen hinüber. Ich weiß nicht—ist auch alles zu?“ Sie sah sich um. „Alles.“ „Mir ist kalt.“ „Gott, gnädigste Gräfin, werden sich doch nicht erkälten haben im Wagen, oder in der Kirche, es war heute so zügig. Und ich bin in Sorge, Frau Gräfin, und muß es auch sein, und drüber—der Geheimrath Sellenthien unter den Gästen.“

„Was sprichst Du da? Ich bin nicht krank. Willst Du vielleicht hinübergehen und die Freude hören, wegen einer alten Frau, die zu nichts mehr nützlich ist, die alle respektiren, und die doch keiner mehr liebt? K i n t h a m m e r n, hörst Du?—Na, Dich will ich ausnehmen, Kintthammern, wenn Du auch innerlich immer brummst.“

„Ich brumme nicht, Frau Gräfin.“ „Doch, und mir fehlt nichts, sei ruhig. Und nun nimm die Platte wieder vom Ofen weg, ich glaube, es riecht schon, und sonst gibt es Bratpontalapsel. Und dann feg dich auf Deinen Stuhl hinter die Lampe, aber sprich nicht und hiel mich auch nicht an.—Nun ist es gleich neun.“

Alles geschah, und nach einigen Sekunden war es ganz still in dem Raum. Die Gräfin träumte vor sich hin und vergaß die süßen Früchte auf dem Teller, die alte Kintthammern las in einem Journal, das sie ihrer Augen wegen weislich hielt. Zwischen den beiden stand die bauschige, hohe Porzellanlampe mit dem lang herabhängenden Seidenschleier.—Aber die Kintthammern verstand nicht, was ihre Augen sahen, sie las überhaupt nicht; die Gelenke gogen sich wie lange, schwarze Reiben über das Papier, eine unter der anderen, endlos, und plötzlich begannen sie sich zu bewegen und durcheinanderzustiefeln und zu schlammern. Die Frau blinnte nicht hin zu ihrer Herrin, und doch sah sie das kleine alte Gesicht mit dem scharfen Profil im Halbschatten schlammern. Es war so blaß. Und war kleiner, als sonst. Was hatte die Gräfin? Sie war ja immer ungeduldig und spöttelte und nörgelte gern ironisch, wie viele Menschen, die eine Art Stachelzahn brauchen, um das weiche, leicht bedrängte Herz nach außen hin zu schützen. Aber sie war heute viel härter als sonst, als wäre etwas wund in ihr, und sie war zersplittert, immer wie gestesabwesend. Stilljam. Es war fast ängstlich.

So gingen die Gedanken der Dienerin, und sie tasteten weiter. Hatte der Tag die Gräfin so mitgenommen? Komtesse Asta war ihr Liebling. Würde sie krank werden, oder war es nur Erschöpfung? Die Frau blinnte heimlich, unter dem Lampenschirm hin, nach dem Lehnstuhl. Und da sah sie, daß die alte Gräfin die Augen geschlossen hatte. Schloß sie? Träumte sie? Die Dienerin hielt den Athem an, und je länger sie hinblinnte, desto enger und banger umstrickte sie die Vorstellung, daß die Gräfin todt sei. Aber da hob die Gräfin die Lider.

„Kintthammern, was machst Du für ein Gesicht?—Wie siehst Du mich an?—Du kannst heute nicht hören!“ „Ach, Frau Gräfin.“ „Sei still!“ Die Gräfin hatte sich in ihrem Sessel aufgerichtet, sie lauschte, und in demselben Moment schlug die winzige Venule auf dem Tisch mit seinem Silberblech nieder. Ein triumphirendes Leuchten ging über die Augen der Gräfin, ein heller Glückseligen, und sie sahen eine Sekunde lang zu der Dienerin hin, drüber raschelte und fegte ein feinerer Saum über die Diele, und klang ein leichter Fuß.—„Ich kenne doch meine Asta!“ sagte die Gräfin leise. Und da ging auch schon nach einem flüchtigen Klopfen die Thür auf, und die junge Frau in buntem Reisekleid, das Schüden mit dem hochgehobenen Schleier auf dem Kopf, hohe, helle Schweden an Händen und Armen trat rasch in den Salon. „Großmama!“

„Mein Kind!—Komm zu mir, Kind.“ Da war nun Asta, und sie nahm die Hand der Entelin mit beiden Händen, und Asta setzte sich auf den breiten Sesselarm und schmeigte sich an die alte Frau. „Großmama.“ „Und nun willst Du fort, Asta.“ Die junge Frau senkte die Lider, um den leuchtenden Blick zu verbergen. Die Kintthammern aber, die aufgestanden war, ging lautlos hinaus. „Ich werde Dir schreiben, Großmama. Und viel an Dich denken.“

„Du Gute.“ Die Alte lächelte und legte die Hand der Entelin an ihre Wange, sie fühlte die köstliche Wärme durch das feine Wildleder. „Ich bante Dir, daß Du noch gekommen bist. Du warst mein Liebling. Und nun gehst Du. Behalt mich lieb, Asta. Und vergiß mich auch s p ä t e r nicht.—Aber Du wirst nicht. Denn die Kindheit ist ja das Schönste. Und die Hochzeit das Allerhöchste. Und dieser Augenblick jetzt, Asta, wird immer wieder in Dir aufstehen: Deine alte Großmama, die Dich lieb hat und ihr letztes bißchen Leben für Dein Glück geben möchte, und Du selbst in ältlichen Seligkeit. Es ist der letzte Augenblick vor dem ersehnten neuen Leben, hier scheidet sich die Zeit. Behalt mich lieb.“

Asta küßte die Gräfin. „Und werde glücklich.—Sieh Asta, ich habe in diesen Tagen wenig zu Dir gesprochen, keine Mahnungen und nichts Liebes, das in die Ferne deuten sollte. Und Du hast vielleicht drauf gewartet. Ich bin alt und habe zu viel gesehen, drum sagte ich auch eben: die Kindheit ist das Schönste. Aber das brauchst Du nicht zu glauben, und Du tust es auch nicht, es ist Dir unmöglich. Sieh Asta, drum schwieg ich. Aber nun, nun, mein Liebling, fällt doch alles von mir ab, wie Staub und Spinnweb, das die Zeit über die Seele gebreitet, und ich glaube mit Dir und hoffe mit Dir und bin jung mit Dir. Ach, es ist wie ein schönes Wunder, und wenn wir neunzig Jahre alt und drüber sind und sehen ein blühendes Weibchen in der hellen Thür zur Ehe, dann leuchten unsere Augen auf, wir möchten sie grüßen wie eine Schwester, so alt wir sind, und so jung sie ist, und ein Schauer ihres Glücks geht auch durch unsere Seelen. So sind wir Frauen. Wird glücklich, Asta.“

„Ja, ich will.“ „Du willst. Ja, Kind. Hab den Willen zum Glück, alles andere steht nicht bei uns. Aber den Willen mußt Du haben: ein ganzes Herz hingezogen, damit Du ein ganzes Herz eintauschst. Und deshalb hör, Asta, ich hab es erfahren, nicht zu viel Strenge, in keinem, sie trennt nur und hilft nichts—nein, hör nicht darauf, auf nichts, jedes Leben ist neu. Ihr habt die rechte Liebe und werdet den rechten Weg finden. Gott segne Dich. Und nun geh, geh, mein Liebling. Geh in's Glück.“

Und die Gräfin hob die Hände, und Asta wollte sich zu ihnen niederbeugen, aber die Alte litt es nicht, sie küßte die junge Frau auf die blühenden, zuckenden Lippen und sah ihr noch einmal in die Augen, in denen Thränen standen, Thränen des Schmerzes und der Seligkeit. „Geh, meine Asta.“ Die Thür schloß sich. Doch immer war das Rauschen der Kleider in der Luft. Aber die Entelin war fort. Längst. Die kleine Uhr tinte. Immerzu. Ohne Ende. Und nun rollte unten ein Wagen, dann leiser, und dann war alles still.

Die Gräfin sah ohne Bewegung. Und dann trat die Kintthammern wieder ein. „Nun ist sie fort,“ sagte die Gräfin. Die Alte nickte und legte sich wieder auf ihren Stuhl. Es war wie vorhin, bevor Asta eintrat. „Warum sprichst Du nicht, Kintthammern?“ „Ich wollte Frau Gräfin nicht stören.“ „Du störst mich nicht. Ein wunderlicher Tag.“

„Ich glaube, wir warten noch ein Weilchen mit dem Zubettgehen, Frau Gräfin.“ „Wird wohl überhaupt nicht viel werden mit dem Schlafen, Kintthammern. Ich werde immer denken: jetzt sind sie am Bahnhof, und nun fahren sie—aber vielleicht schlafe ich doch dabei ein. Wenn man an das Rollen der Räder denkt, dann wird man müde.“ Die Kintthammern zupfte nachdenklich mit der Hand an dem roten Lampenschleier. „Wie waren eigentlich die Reden bei Tisch heute—es sollen viele gesprochen haben.“

„Viel zu viel. Und jeder sagte das Gleiche. Immer Glück und immer Glück, das verdrückt am Ende das Schicksal. Und nun hab ich zuletzt selbst noch davon gesprochen.“ Die Gräfin ließ die Unterlippe hängen. „Aber das ist doch was anderes. Das ist doch natürlich.“ „Ja, ja. Wenn's nur hülfle.—Ein wunderlicher Tag. Ach, Du willst mich ablenken, Asta, und mich zum Schwabroniren verleiten. Aber es gelingt Dir nicht. Du triffst es heute nicht mit mir, ma chere. Und ist auch natürlich. Nun sind wir am Ende mit dem Leben.“

„Ich verstehe Frau Gräfin nicht.“ „Du willst bloß nicht. Weißt Du, was ich heute gespürt habe, Kintthammern?“ Die Alte verneinte. „Und die Gräfin hob den kleinen, feinen Kopf. „So will ich es Dir sagen. Es ging heute wie ein Blitz durch mein Leben. Und ich hörte's ordentlich in der Luft—als hätte sich etwas lösgelöst.“ sie sah mit hellem Blick in's Leere.

„Frau Gräfin reden so seltsam.“ „Und nun denkst Du wohl, ich habe Fieber.—Mir ist ganz gut. Ich bin nur matt und friere im Blut. Aber so fängt es an.“ „Was fängst Du an?“ „Das Ende.“

„Frau Gräfin dürfen nicht so sprechen!“ „Ach, Kintthammern, willst Du höflich werden? Laß, laß. Ich hab's heute rufen hören. Ich bin älter, als Du, und verstehe mich besser auf so was.“ „Es ist die Abspannung, kommt von der Aufregung.“

„Meinst Du?—Ach, meine gute Asta, ich weiß es besser, den ganzen Tag hat es mich in Bann gehalten und schon vorher die ganze Zeit. Aber heute wurde's offener.“ „Es sind Gezeiten.“

„Keine Gezeiten, meine gute Kintthammern. Wie hartnäckig Du bist. Freilich, Du hast keine Kinder gehabt.“ Die Gräfin schob die kleinen Hände in die Ärmel. „Siehst Du, Asta war mein letztes Kind, das mir mitanerbörte, und das ich liebte. Nun gehören sie alle ihren Vätern und ihren Familien. Mit meiner Tochter drüber, mit Astas Mama, sind es vor Jahren, Jahrzehnten an, aber da war ich noch frisch, da war ich noch nötig, da wurde ich Großmama.—Dier Entelinnen; und eine nach der

anderen hab ich zu mir herangezogen, ich bin nun 'mal so, ich brauche das und habe sie mit betreut, bis zum Hochzeitstag; eine nach der anderen, Kintthammern. Und nun habe ich keine mehr. „Meine Tochter? Die hat ihr Mann und ihre Kinder und ihre Entel, und es werden immer mehr.“ „Und die andern?“

„Sie kommen doch immer.“ „Ja, sie kommen und kümmern sich um mich. Und auch Asta wird mich besuchen, sie wird ja in Berlin wohnen—aber sie brauchen mich nicht mehr, sind nicht mehr die Alten, immer im Kflus, in Eile, sie sorgen ja nun selbst für andere und leben nach vorn, nicht nach hinten. Und nun ist ihre Mutter dran, die ist nun Großmama.“ Und ich könnte auch nicht mehr mit.“

„Ach, Frau Gräfin.“ „Urgroßmama?“ sie schüttelte den Kopf. „Ich bin es ja schon, ich habe schon kleine Urentel, sie sind reizend, und ich habe sie lieb, aber ich bin zu alt für sie, Herz und Körper sind zu müde, ich kann nicht wieder von vorn anfangen, andere vermögen's vielleicht, ich nicht, und ich soll auch gar nicht, man braucht mich gar nicht.—Ich, ich kann nur noch festhalten am Alten—t s n n e, Kintthammern, aber nun ist auch Asta fort, die Letzte hat sich lösgelöst, abgetrennt von mir. Verstehst Du das nicht?“

Die Andere sah vor sich hin und strich über die seidene Tischdecke. „Und ich sage, es sind doch Einbildungen. Und morgen ist alles weg.“ „Sag es nur. Ich bin über siebzig, und Du bist fünfzig. Mit fünfzig kauft man sich noch, mit siebzig nicht mehr. Da hört und sieht man mehr, weil man stiller lebt.—Ich habe den Kopf gebört, das letzte Leben ist von mir gegangen. Nun ist es bald aus. Schüttle nicht den Kopf, ich weiß es, Kintthammern. Das Herz, das bis zuletzt geliebt und gefürchtet hat und nun plötzlich aufhören soll—denn was ihm noch bleibt, ist nichts Ganzes und nichts Halbes, ist zu wenig—das wird müde und matt, als fehle ihm der Antrieb zum Schlagen, und bleibt stehen. Das ist wie mit den alten Arbeitern, die eines schönen Tags das Werkzeug weglegen und müßig liegen, und es sie sich's versehen, einzuerschlafen. Ich bin nun auch so ein alter Emeritus. Und bald wird sich's zeigen, was der Tag propheszeit hat—bald. Ich weiß es. Denn über's Jahr dran.—Und nun nimm das Licht, Asta. Ich will in's Bett. Es war ein ernter Tag. Aber nun ist mir leicht. Ich bin still. Und nun bin ich auch müde. Ja, schlafen.“

Und die Gräfin nickte mit seltsamen Augen. Die Kintthammern ging erst in's Schlafzimmer hinein, und als sie fort war, holte der Hammer der kleinen Uhr zum Schlag aus, halb, der helle Ton klang fein durch den Raum mit dem Hyazinthenbusch, und die alte Gräfin nickte wieder, als antwortete sie heimlich dem Ruf der Stunde.

Ein galanter General. Ein englischer Leutnant, der während des Krimkrieges in Sebastopol gefangen war, erhielt eines Tages von seiner Braut einen Brief, in welchem sie ihm schrieb, er solle ihr doch einen Knopf von Menthschiff's Rost schicken, denn sie hoffe zuversichtlich, er werde den russischen Oberbefehlshaber gefangen nehmen. Dieser Brief war natürlich erst in das englische Lager gekommen, wurde aber nach Sebastopol geschickt und fiel auf die rechte Weise dem General in die Hände, der erst alle Briefe öffnete, bevor er sie den Gefangenen zustellen ließ. Als er die eigenhändige Zumuthung gelesen, überlegte ein Lächeln seine strengen Züge. Sofort nahm er eine Schere, schnitt einen Knopf von seinem Rock ab, legte ihn in ein Rouleau und schrieb dazu folgende Zeilen:

„Sehr geehrtes Fräulein!—Zu meinem großen Bedauern ist Ihr Bräutigam noch nicht in der Lage, Ihren Wunsch zu erfüllen und mich gefangen zu nehmen, da er sich selbst als Gefangener im russischen Lager befindet. Ihren Verlangen nach aber nach einem meiner Knöpfe erfülle ich gern, und sende den beifolgenden, den ich selbst von meinem Rock abgeschnitten habe, da Ihr Bräutigam voraussichtlich wohl kaum in die Lage kommen wird, Ihren beschiedenen Wunsch zu erfüllen.“

Bennigsen als Jugendfreund. Der verlorbene deutsche Parlamentarier Rudolph von Bennigsen wurde eines Tages auf dem Wege zum Reichstagshaus von einem zerlumpt gekleideten Jungen angehalten. Auf die Frage, was er wolle, jammerte der Kleine, der einen sehr verabschleierten Einbrud machte, er hätte sich verlaufen und Bennigsen möchte die Freundlichkeit haben, ihn nach Hause zu führen. „Zu Mutter?“ „Mutter ist todt.“ „Wo wohnt Du denn?“ „Ich weiß nicht.“ „Wann Du mir Deine Wohnung nicht sagst, kann ich Dich nicht nach Hause bringen. Wie heißt Du denn?“ Der Junge schüttelte wieder den Kopf. „Ich weiß nicht.“ „Was, Du weißt nicht, wie Du heißt? Wie sagst denn immer Dein Vater zu Dir?“ „Hol 'mal for'n Sechser Schnaps, Junge!“

Der Junge schüttelte Bennigsen den Kopf. Er lachte nicht, sondern brachte den Jungen zur Feststellung seiner Personalken in's nächste Polizeibureau. Als er die Adresse des Jungen in Erfahrung gebracht hatte, sorgte er dafür, daß er der „Dobut“ seines Vaters entzogen und bei braven Leuten in Pflege und Erziehung gegeben wurde.

„Pantoffelheden.“ Von A. Secend. Alle Dienstag Abend saßen sie am Stammtisch im Spatenbräu und beleuchteten von hier aus die Ereignisse und Probleme der Welt und des Lebens. Sie waren selten derselben Meinung, sie stritten sich meistens, aber schließlich gingen und kamen sie doch immer in freundlicher Gemüthlichkeit wieder. Nämlich die Herren Rentiers Weber und Braune und der Herr Lehrer Köhler.

Heute waren sie nun auf das Thema „Ehe“ gekommen. „Ja, die Ehe ist ein Lotterielos,“ sagte Herr Weber, der stets in abgedroschenen Redensarten oder Citaten, in denen er sich auch hie und da vergriff, sprach. „Es läßt sich Vieles, Vieles darüber sagen,“ meinte Herr Braune, der sich sehr gern reden hörte und Alles mit großer Wichtigkeit auf das Weißschweißte behandelte.

„U e b e r die Ehe läßt sich so viel sagen, und i n der Ehe hat man gar nichts zu sagen,“ lachte Herr Lehrer Köhler, der für wichtig galt, stets im höchsten Distant sprach und seine eigenen Schmerzen unendlich zu belachen pflegte. „Ja, ja, die bessere Hälfte ist nicht immer die gute,“ begann Herr Weber wieder, der Neuliches neulich am Abendische gehört hatte.

„Ich liebe überhaupt nicht den Vergleich mit der Hälfte,“ antwortete Herr Braune. „Ich fühle mich durchaus als ein Ganzes.“ „Die Gans, der Gans, die Gänse,“ belächelte der Lehrer mit seiner hohen Stimme und schüttelte sich darüber vor Lachen. „Lassen Sie doch das,“ antworteten die beiden Anderen ärgerlich.

„Wenn man so die verschiedenen Arten von Ehen in's Auge faßt,“ rief nun Herr Braune endlich die Rede an sich und rüdt sich zurecht. „Wenn man bedenkt, warum und wieso und woher viele der Ehen geschlossen werden. Wenn man die einzelnen Umstände einzeln betrachtet, wenn man die Charaktere beider Parteien bis auf die Kintheil zurückführt und auf das Eigentliche studiren wollte.“ In diesem Sinne sprach Braune lange Zeit und ließ sich durch keine der hostilen Zwischenbemerkungen des Lehrers unterbrechen. Er ignorierte ihn und wendete sich hauptsächlich zu Weber. Schließlich aber wurde es auch diesem zu langweilig, er wollte auch einmal wieder zu Worte kommen, und so benutzte er eine Pause, die Herr Braune zum Athemholen brauchte, denn es sollte ein langer Satz folgen und sagte:

„Was lange währt, wird gut, aber Kürze ist Würze des Witzes.“ „Lassen Sie doch Ihre ewigen, albernen Sprichwörter, die gar nicht hierher passen, und die Sie ja doch immer falsch anwenden,“ schrie Herr Braune gereizt und aufgebracht über die Störung. „So, so, ich, ich meine Sprichwörter falsch anwenden, und albern, und lauter solche Worte; das verbitte ich mir ganz energisch, Sie, Sie Gehobent und Pantoffelheden,“ schrie Weber zurück.

Der Lehrer schlug sich auf die Kniee vor Veranigen und sicherte sein Lachen. „Pantoffelheden! Ich und Pantoffelheden, das ist sogar sehr gut!“ rief Herr Braune höhnisch. „Wenn Sie nur teurer sind!“

Der Lehrer quiekte vor Lachen. „Medern Sie nur immerzu,“ fuhr ihn der Braune auf's Aeußerste gereizte Herr Braune an. „Medern,“ sagte der Lehrer, nun auch müde. „So, medern nennen Sie es also, wenn man heiter ist. Aber Sie wissen wohl auch nicht, was Lachen ist, Sie dürfen jedenfalls zu Hause weder medern noch mucken, Sie—Pantoffelheden; Herr Weber hat ganz recht.“

„Ja,“ sagte Herr Weber höhnisch, „wenn man zum Beispiel sagen muß, daß man b a b e n geht, wenn man zum Stammtisch kommen will.“ „Was, was heißt denn das?“ sagte Herr Braune verlegen und stotternd, und auch der Lehrer horchte auf. „Als ich nämlich vorhin,“ wandte sich nun Weber zum Lehrer, „Herrn Braunes Aeltesten traf und ihn fragte, ob Vater noch zu Hause wäre, da sagte er: Me, alle Dienstag Abend geht Vater baden!“

Der Lehrer prüfzte vor Lachen. „Darum will er auch durchaus nicht aus der alten Wohnung ziehen, damit er auswärts—baden kann.“ „Ach, das ist irgend eine Verwechslung von dem dummen Jungen. Aber lassen wir diese gleichgültige Sache ruhen, meine Herren,“ sagte Herr Braune doch etwas kleinlaut.

Nach und nach beruhigten sich die erregten Gemüther, bis schließlich die Unterhaltung wieder im ruhigen Gange war. „Aber als man vom Eheproben langsam zur Kindererziehung übergehen wollte, wurde das Gespräch unterbrochen. Der Oberleser hatte nämlich den Auftrag, den Herren mitzutheilen, wenn es dreierlei zehn Uhr war. Sie hatten alle Drei keine Hauskassette und schon einmal im Winter das Gespräch die Zeit vergessen, was ihnen damals große Unannehmlichkeiten eingebracht hatte. Seitdem hatte also der Oberleser die Pflicht, sie an die Zeit zu erinnern. Wie ernst derselbe diese Aufgabe aufgabte, beweist, daß er, als er eines Tages beurlaubt war, seinem

Vertreter einschärfte: „Und, Karl, um dreierlei zehn vergiß ja nicht, die Herren vom zweiten Stammtisch links zu wecken.“ So fürchte der Stellner auch heute die Debatte mit den gewohnten Worten: „Erlauben Sie den Herren, 's ist Zeit.“ Hastig standen die Drei auf, zählten und rüsteten sich zum Gehen.

Herr Weber hatte ein Glas mehr getrunken als sonst und war recht anmirt. Der Lehrer nahm sein Bücherpaket unter den Arm. „Sagen Sie, Herr Köhler, warum schleppen Sie sich eigentlich immer mit einem Pack Bücher?“ sagte Herr Braune, als er in seinen Liebergießer fuhr, den der Stellner hielt. „Sie kommen doch direkt von zu Hause.“ „Ach—das—das ist so Gemohnheit,“ erwiderte der Lehrer und vergaß diesmal, zu lachen, denn er spähte vorsichtig zu den Beiden hinüber, die sich aber, biermüde, arglos, mit dieser Antwort zufriedener gaben. „Gätten sie die F r a u Lehrer gefragt, würden sie zu ihrer Verwunderung erfahren haben, daß der Herr Lehrer Dienstag Abends mehrere Privatstunden gibt, zu denen er diese Bücher braucht.“

Als Herr Weber sich etwas mühsam seinen Paletot anzog, fiel etwas aus seiner Tasche. Er blickte sich hastig danach, dabei kollerte noch mehr aus den Taschen hervor, und die erlauteten Umfingenden sahen, daß es lauter Kienäpfel, Tannenzapfen, waren. „Was ist denn das? Kienäpfel?“ sagte Herr Braune streng. „Wozu haben Sie denn die Taschen voll Kienäpfel, das ist ja sehr schlecht für das Futter. Neulich hatten Sie schon die Taschen voller Eichel; was bedeutet denn das?“

Herr Weber lächelte verlegen und erwiderte nichts. Sie gingen aus dem Lokal, aber vor der Thür blieb Herr Braune auf der Straße stehen und sagte energisch: „Allen Ernstes, lieber Herr Weber, ich bitte um Aufklärung über die Eichel und Kienäpfel, soweit ich nicht denken soll, daß Sie an krankhaften Passionen leiden.“

Herr Weber, den das Lieber-Glas hier ohnehin schwach und redselig gemacht, sagte gerührt: „Ja, lieber Braune, wissen Sie, meine liebe Frau sieht es nicht gern, wenn ich zum Stammtisch gehe. Was die Frau will, Gott will. So gebe ich denn meist einen Ausflug nach dem Grunewald vor, weil ich da eine Stunde Fahrzeit anrechnen kann. Da bringe ich denn immer etwas zum Beweise mit. Im Sommer ist es ja bequem, da kaufe ich ein paar Feldobumen, im Winter der verjüngten Sonne, Blumen der geschmückten Lu.“ Im Herbst und Winter bleiben doch nur Eichel und Tannenzapfen. Das werden Sie doch einsehen.“

Diese lange Erzählung hatte so viel Zeit fortgenommen, daß die Anderen keine mehr übrig hatten, etwas zu erwidern. Man sagte sich rasch Adieu, wobei der Lehrer allerdings noch schnell, als er sich von Weber verabschiedete „O Tannenbaum, o Tannenbaum“ sang.

Herr Braune gab Weber kondolirend die Hand und überhörte des Lehrers Bosheit. „Als Herr Braune die Treppe zu seiner Wohnung hinaufging, murmelte er topfschüttelnd vor sich hin: „Kienäpfel, Kienäpfel, das muß wirklich unangenehm sein.“

Und er schlug den Liebergießertrog hoch, damit—er sich nicht nach dem Baden erkälte!

Ein habgierige Künstlerin. Die berühmte französische Schauspielerin Rachel war ebenso talentvoll wie geizig. Eines Tages war sie bei einem reichen Pariser Bankier zu Gast geladen, der zu den eifrigsten Verehrern ihrer Kunst zählte. Bei Tisch bemerkte sie einen prächtigen Blumenstrauß, der auf der Tafel prangte, und rief: „Ach, wie reizend!“

„Madame,“ sagte der Wirthe mit echt französischer Galanterie, „gestatten Sie mir, den Strauß Ihnen zu verehren.“ Gleichzeitig nahm er die Blumen aus der schmerzlichen massiven Silberdose, in der dieselben gestanden hatten. „Vielen Dank, allein ich meine die Waise,“ verlegte die Rachel.

„Die gehört Ihnen ebenfalls,“ lautete die höfliche Antwort. „Als das Mahl zu Ende war, hat sie den Wirthe, sie in seinem Wagen nach Hause fahren zu lassen, da es inzwischen angefangen hatte zu regnen. Der Hausherr ging bereitwillig darauf ein, doch als er sie zum Wagen geleitete, fügte er seinem Abschiedsgruß in bittem Tone hinzu: „Den Wagen scheidet Sie mir aber wohl zurück, nicht wahr?“

Gedankensplitter. Man muß manchmal reden, weil man durch Schweigen zu viel sagen würde. Es ist besser, tobnüde als lebennüde zu sein. Es gibt Menschen, deren einzige Lektüre die Spielkarte ist. Jeder rechte Ketzler hat in seinem Leben dann und wann Generalmairien blauen.

Die höchste Weisheit der Menschheit—das merkt man auch an mündigen Völkern—nützen. In den Augen eines Spielers gewinnen nur immer die Weisheit die verlieren.

Für gewöhnlich verberühren sich Banknoten das beste Völkpapier.